

TORA UND TEXTILIEN.

JÜDISCHES LEBEN IM WUPPERTAL

Die Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal und ihre Ausstellung

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATIONEN DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021 TRÄGERVEREIN BEGEGNUNGSSTÄTTE ALTE SYNAGOGUE WUPPERTAL E.V.
Die Rechte der Verbreitung liegen bei der Droste Verlag GmbH, Düsseldorf

EINBAND:
hold-ferneck kommunikationsdesign, Fotografie Andrea Hold-Ferneck
Abgebildet ist eine Fotografie von Max Daniel mit seinen Enkelkindern Ina, Werner und Heinz, um 1920 | BAS 1124

DRUCK UND BINDUNG:
Schmidt, Ley + Wiegandt GmbH + Co. KG, Wuppertal

ISBN 978-3-7700-6046-7
www.droste-verlag.de





VORWORT	11
ARCHITEKTUR, SKULPTUR, NATUR	14
<i>Stefanie Endlich</i>	
DYNAMIK UND VIELFALT: ZWISCHEN GEDENKSTÄTTE UND MUSEUM	26
Zur Geschichte des „Jüdischen Museums“	
IDENTITÄTEN „IRGENDWIE JÜDISCH“	42
„...BISHER IMMER EINE EIGENE MENSCHEN CLASSE GEBILDET HABEN...“	48
Der Eintritt der Bergischen Juden ins bürgerliche Zeitalter im „langen 19. Jahrhundert“	
<i>Bastian Fleermann</i>	
UNTER SCHUTZ GESTELLT	61
NICHT BLOSS VORGESCHICHTE	66
Zahlen, Daten, Fakten	
EMANZIPATION ALS GROSSE AUFGABE DER ZEIT	76
METZGER, WEBER, HANDELSFRAU	82
Namen und Berufe der bergischen Juden im Jahr 1846	
„NICHT ANSEHNLICH ODER GELEHRT.“	90
Die jüdische Familie Steilberger als didaktischer Glücksfall	
DIE REKONSTRUKTION DER ALTEN SYNAGOGES ELBERFELD	102
Eine Spurensuche	
<i>Andrea Jensen</i>	
„DAS LAND DER FREIHEIT“ VON MINNA KLEEBERG	112
SELBSTBEWUSST UND WEHRHAFT	114
Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 1893-1938	
<i>Benigna Schönhagen</i>	
„DER GEDANKE DER GRÜNDUNG VON WARENHÄUSERN BEDEUTET EINE TAT, DIE IHREN PLATZ IN DER KULTURGESCHICHTE BEHAUPTEN DARF.“	130
Erfolgsgeschichte(n) jüdischer Unternehmerfamilien	
<i>Michael Okroy</i>	

„EHRENVOLL IST ES, FÜR’S VATERLAND ZU STERBEN.“	146
Der erste Weltkrieg und die jüdischen Soldaten aus dem Wuppertal	
„SABBATGEDANKE UND SABBATHEILIGUNG“ VON RABBINER DR. JOSEPH NORDEN	166
ANNÄHERUNGEN LEBENSWEGE	172
JUDAICA. EIN UN DURCHSICHTIGER MARKT	192
„BESUCH IN DER SYNAGOGES“ VON RABBINER DR. LOTHAR LUBASCH	196
VON ADLERN, LÖWEN UND HIRSCHEN	198
Heinrich Mandelbaums Wandbilder in der ostjüdischen Betstube in Remscheid	
„MEINE GEDANKEN KEHREN IMMER WIEDER GERN NACH ELBERFELD ZURÜCK.“	212
Der jüdisch-deutsche Schriftsteller und Dichter Gerson Stern (1874-1956)	
<i>Friedrich Voit</i>	
„MEIN BRUDER IST AM VERHUNGERN.“ VON ELSE LASKER-SCHÜLER	220
ANTISEMITISMUS – DAS „GERÜCHT ÜBER DIE JUDEN“	222
ANNÄHERUNGEN OBJEKTE.....	230
KINDERTRANSPORTE 1938/39	254
Großbritannien und Belgien als Aufnahmeländer jüdischer Kinder und Jugendlicher aus dem nationalsozialistischen „Großdeutschen Reich“	
<i>Ursula Reuter</i>	
DIE NAMEN DER HOLOCAUST-OPFER AUS WUPPERTAL	266
REVENGE, REMEMBRANCE, RESTITUTION	310
Der Wuppertaler Ritchie Boy John R. Wahl	
<i>Dana Thiele</i>	
„ES WERDEN GEBETEN SICH ZU MELDEN: MÄNNER, DIE VORBETEN KÖNNEN.“	320
Jüdischer Neuanfang in Wuppertal	
<i>Sandra Schmiedel</i>	
AUTORINNEN UND AUTOREN	331
IMPRESSUM UND DANKSAGUNG	332



Mit der vorliegenden Veröffentlichung leistet die Begegnungsstätte Alte Synagoge einen Beitrag zum Jubiläumsjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Dieses besondere und historisch bedeutsame Jubiläum findet auch in unserer Region in zahlreichen Veranstaltungen und mit sehr unterschiedlichen Mitwirkenden eine facettenreiche Würdigung. In einem großen historischen Kontext nimmt das vorliegende Buch 200 Jahre jüdische Geschichte unserer Region in den Blick, eine im Vergleich kurze Zeitspanne also, die für unsere Stadtgeschichte und die Geschichte unserer Region politisch und wirtschaftlich aber von allergrößter Bedeutung war. Mit dem neuen Buch feiern wir darüber hinaus auch ein eigenes „kleines“ Jubiläum. Denn vor zehn Jahren, im April 2011, haben wir unsere Dauerausstellung „Tora und Textilien“ eröffnet und so ein neues Angebot für Besucherinnen und Besucher geschaffen, das seitdem gleichberechtigt neben der Bedeutung unseres Hauses als Ort des Gedenkens und der Begegnung steht. Wenn heute die Begegnungsstätte Alte Synagoge auch als Museum zur jüdischen Geschichte des Bergischen Landes wahrgenommen wird und regional und überregional große Resonanz und Wertschätzung erfährt, dann zeigt dies, dass die Entscheidung vor zehn Jahren für eine solche Erweiterung richtig war. Sie wäre seinerzeit nicht umsetzbar gewesen ohne

das großartige finanzielle und ehrenamtliche Engagement zahlreicher Unterstützerinnen und Unterstützer. Stellvertretend für alle sei hier unsere Alt-Oberbürgermeisterin und Ehrenbürgerin der Stadt Wuppertal, Frau Ursula Kraus, genannt. Sie war von Anfang an zur Schirmherrschaft bereit und hat die zweijährige Arbeit bis zur Eröffnung mit großem Interesse und Wohlwollen, aktiver Unterstützung und Optimismus begleitet. Zur Einordnung sei ein kleiner Rückblick gestattet. Als Gedenkstätte wurde die Begegnungsstätte Alte Synagoge von couragierten Politikerinnen und Politikern der Stadt Wuppertal und von engagierten und fachkundigen Bürgerinnen und Bürgern in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts durchgesetzt. Am historischen Ort der 1938 niedergebrannten Elberfelder Synagoge, auf einem jahrzehntelang als Parkplatz genutzten Gelände, wurde im Auftrag der Stadt Wuppertal und mit großer finanzieller Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen ein Gedenkort in außergewöhnlicher Architektur errichtet. Es war eine kluge Entscheidung der Stadt Wuppertal, einen Trägerverein damit zu beauftragen, die Erinnerung an die jüdische Bevölkerung insbesondere zur Zeit des Nationalsozialismus in Wuppertal wachzuhalten und das geschichtliche Verständnis zu fördern. Die Begegnungsstätte sollte vor allem ein Ort der Information, der wissenschaftlichen Aufarbeitung und der

gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung sein. Dies war in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein mutiges und zukunftsweisendes Konzept, das bis zum heutigen Tag fortwirkt. Denn alles das ist die Begegnungsstätte auch heute noch. Dafür trug in der Gründungsphase und trägt auch heute noch der Trägerverein Verantwortung, in dem Repräsentanten der bürgerlichen und politischen Öffentlichkeit der Stadt Wuppertal vertreten sind. Er gestaltet und verantwortet mit einem ehrenamtlichen Vorstand, einem kleinen hauptamtlichen, qualifizierten Leitungsteam und zahlreichen ehrenamtlich Mitarbeitenden die inhaltliche Arbeit der Gedenkstätte. Diese Struktur, durch die die Gedenkstättenarbeit grundsätzlich von einer breiten Öffentlichkeit getragen wird, hat sich bewährt und zu einem unverzichtbaren Bestandteil unserer demokratischen Stadtkultur entwickelt. Sie sichert politische Vielfalt und Unabhängigkeit – ein hohes Gut, denn unser Thema besitzt unabhängig von politischen Tagesgeschäften grundsätzliche Relevanz. Neben dem Profil der Begegnungsstätte als einem Ort des Gedenkens, des Forschens und des Lernens beschäftigte uns spätestens seit 2009 die Frage, ob die Zeit für die Einrichtung einer Dauerausstellung – wie in den anderen Häusern in Nordrhein-Westfalen – gekommen sei, und zwar mit dem Fokus auf die Geschichte der Juden in Wuppertal und im Bergischen Land. Hintergrund der Überlegungen war zunächst die objektive Problematik, dass die Zahl der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, die aus

ihrem unmittelbaren Erleben der Verfolgungen und Verbrechen der Nationalsozialisten berichten und dies insbesondere an Schülerinnen und Schüler weitergeben konnten, immer geringer wurde. In verantwortlicher Umsetzung des Auftrags unserer Einrichtung mussten andere Vermittlungsformen entwickelt werden, die dauerhaft sicherstellen, dass das Wissen über die jüdische und unsere gemeinsame Geschichte auch in Zukunft gesichert bleibt. Damit erfüllen wir die Erwartungen von Besucherinnen und Besuchern, in unserem Haus etwas zu finden, was konkret Auskunft erteilt und durch Anschauung Zusammenhänge erklärt und zur Reflexion anregt. Besonders wichtig war und ist uns der Kontakt zu den überlebenden Wuppertaler Jüdinnen und Juden im In- und Ausland und ihren Nachfahren. Von ihnen hörten wir immer wieder den Wunsch, in Wuppertal auch ihre eigenen Wurzeln dokumentiert zu sehen. Dieser Wunsch wurde für uns umso bedeutsamer, als unser Archiv seit über fünfzehn Jahren in immer größerer Zahl Nachlässe umfasst, die uns die „Ehemaligen“ und deren Nachfahren anvertrauen. Es versteht sich, dass diese kostbaren und einzigartigen Objekte, Dokumente und Fotografien auch ausgestellt und gezeigt werden müssen. In diesem Zusammenhang muss insbesondere auf die einmalige und sehr umfangreiche Sammlung von Ulrich Föhse verwiesen werden, die nach seinem Tod im April 2012 von seiner Frau Adelheid der Begegnungsstätte Alte Synagoge vermacht wurde.

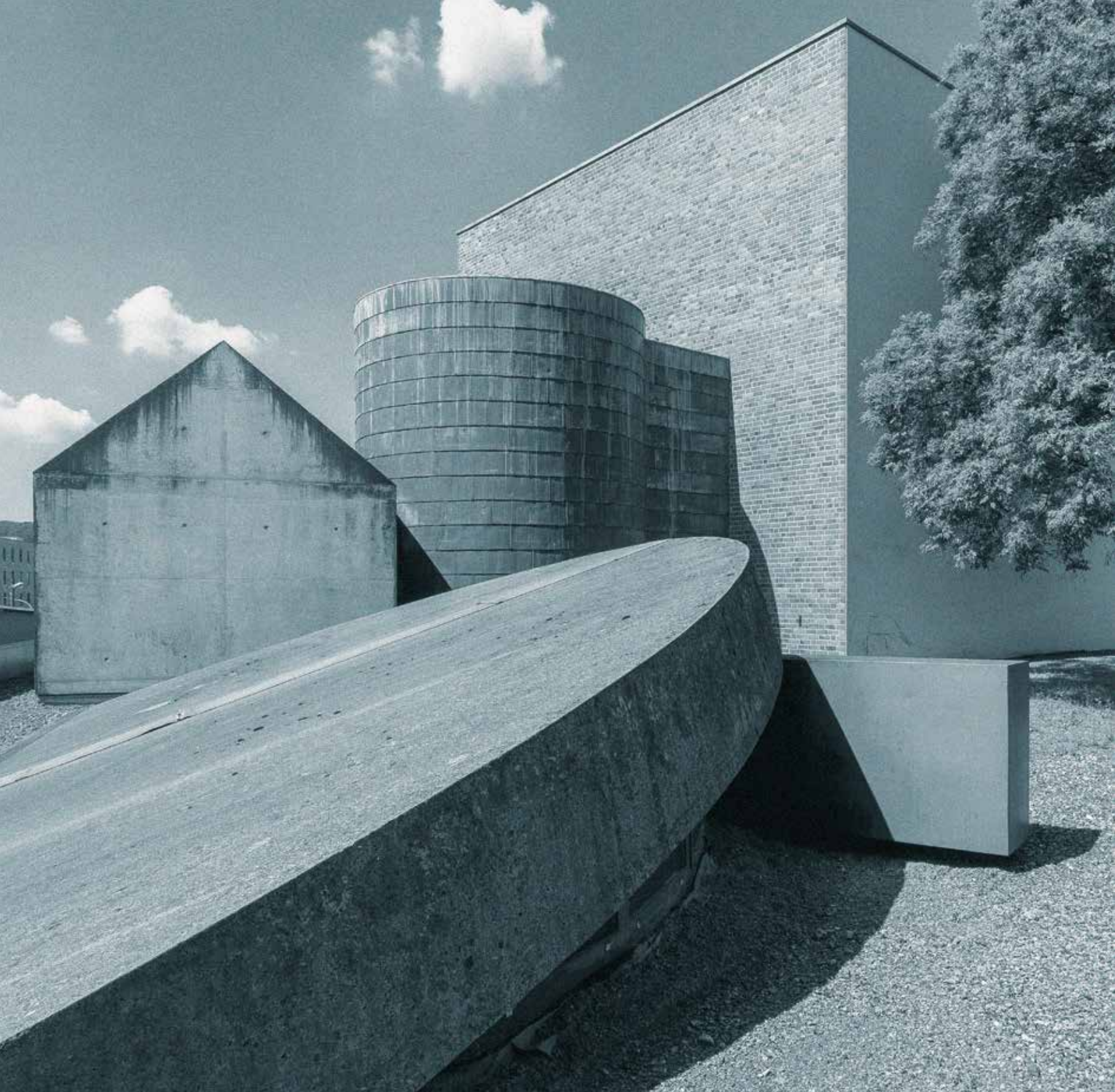
Durch solche großartigen Erweiterungen unserer Archivbestände haben auch wissenschaftliche Recherchen und vertiefende Familienforschung in unserem Haus immer wieder neue Quellen erhalten, und wir verstehen es als unsere Verpflichtung, Exponate aus diesen Beständen und wissenschaftliche Ergebnisse unserer Arbeit zu dokumentieren und zu publizieren. Viele Besucherinnen und Besucher, darunter viele Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer, haben die Begegnungsstätte seit ihrer Neukonzeption vor 10 Jahren besucht. Feste Bildungspartnerschaften mit Schulen wurden abgeschlossen, fundiertes und umfangreiches pädagogisches Material wurde erstellt, und neben dem Angebot an Führungen nutzen Schülerinnen und Schüler die Unterstützung der Begegnungsstätte bei ihrer Forschungs- und Recherchearbeit. Unsere Dauerausstellung ist auch nach zehn Jahren immer noch sehr lebendig und neu, denn das Konzept erlaubt, unter Beibehaltung der historischen Grundstruktur, eine dynamische Weiterentwicklung. In gewissen Abständen werden Exponate ausgetauscht oder Neuerwerbungen integriert. Neue Module werden eingebaut, wenn Aspekte wichtig und aktuell werden, wie z.B. das Thema Antisemitismus. Das nun vorliegende „Buch zum Haus“ dokumentiert und präsentiert zum einen das heutige Profil und Selbstverständnis unserer Begegnungsstätte Alte Synagoge. Vertiefende Beiträge von Gastautorinnen und Gastautoren akzentuieren darüber hi-

naus einzelne Themen unserer Dauerausstellung und geben exemplarischen Einblick in die lebendige und offene wissenschaftliche Arbeit. Sie zeigen zugleich die Vernetzung unseres Hauses mit regionalen und überregionalen Institutionen und den Stellenwert der hier geleisteten Arbeit.

Als Vorsitzende des Trägervereins Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal e.V. danke ich sowohl dem Herausgeberteam, Dr. Ulrike Schrader und Christine Hartung, für ihre sorgsame und kommunikative Arbeit in Forschung, Vermittlung und eben bei dieser Publikation, als auch den Gastautorinnen und Gastautoren für ihre vertiefenden Einblicke. Dokumentation und Präsentation einerseits sowie Offenheit für neue Entwicklungs- und Forschungsaufgaben zum Thema *Jüdische Geschichte in Wuppertal und im Bergischen Land*, das bleibt Aufgabe und Anspruch der Begegnungsstätte Alte Synagoge. Für beides wird die Begegnungsstätte Alte Synagoge in Wuppertal auch in Zukunft wissenschaftlich qualifiziert, engagiert und nötigenfalls auch streitbar einstehen.

Wuppertal, im September 2021

*Antonia Dicken-Begrich,
Vorsitzende des Trägerverein Begegnungsstätte
Alte Synagoge Wuppertal e.V.*



ARCHITEKTUR, SKULPTUR, NATUR

Stefanie Endlich

„auf den Schatten gebaut“ nannte der Architekt Peter Busmann sein im Jahr 1996 erschienen Buch. In ihm beschreibt er den Entwurfsprozess für die Begegnungsstätte Alte Synagoge, die am 15. April 1994 eingeweiht wurde, und seine mit ihm verbundenen Gedanken, Hoffnungen und Zweifel.¹ Der „Schatten“, von dem er spricht, meint zunächst die Grundfläche, gewissermaßen die zweidimensionale Bodenzeichnung der in der Pogromnacht 1938 in Brand gesetzten und gänzlich zerstörten alten Synagoge. Als die Entwurfsarbeit begann, waren von dem Gotteshaus nur noch Reste der Nordmauer erhalten, allerdings unsichtbar, verborgen im ansteigenden Bodenniveau des verwahrlosten Parkplatzes. Der „Schatten“ ist daher eine geistige Rekonstruktion, eine imaginäre Nachzeichnung, die an das historische Bauwerk erinnert, vor allem aber seinen Verlust thematisiert. Der „Schatten“ im Titel des Buches ist ein verschlüsseltes Bild, das irritiert, denn ein Schatten ist kein Baugrund. Darüber hinaus verweist das Wort „Schatten“ umfassend auf die Verbrechen des Nationalsozialismus, bei denen die schlimmsten menschlichen Eigenschaften ungehindert zutage traten. In vielen Kulturen ist der Begriff des Schattens, als Gegensatz zum Licht, mit Assoziationen von Elend, Angst und Tod verbunden. Doch Schatten, so sagt eine andere Interpretation, löst auch Energie aus, schärft die Wahrnehmung und schafft räumliche Tiefe.

Zum 50. Jahrestag des Pogroms hatte die Stadt Wuppertal beschlossen, den unwürdigen Zustand eines provisorischen Parkplatzes auf dem Standort der alten Synagoge zu beenden. Man wollte sich jedoch nicht mit einem Denkmal begnügen, mit einer artifizierten Rekonstruktion der Grundmauern oder mit einer gärtnerischen Verschönerung des Ortes. Die Idee einer Begegnungsstätte ging aus der Hoffnung hervor, Vergangenheit und Gegenwart miteinander zu verbinden. Entstehen sollte ein Haus für Gespräche, Veranstaltungen und vielfältige Aktivitäten: Erinnerung

¹ Peter Busmann: auf den Schatten gebaut. Von der inneren zur äußeren Entstehung der Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal, Heidelberg 1996. Der Titel des vorliegenden Beitrags zitiert den Autor, S. 93.

nicht als stille Trauer, sondern als immer neu ins Leben gerufene Auseinandersetzung. Ausgeschrieben wurde daher ein Bauwettbewerb, bei dem der Kunst allerdings eine besondere Bedeutung zugewiesen wurde. Die eingeladenen Architekten, so lautete die Vorgabe, sollten die Aufgabe gemeinsam mit bildenden Künstlern lösen. Der Realisierungsauftrag ging an das Kölner Architekten- und Künstlerteam Peter Busmann und Godfried Haberer mit dem Bildhauer und Architekten Zbyszek Oksiuta und dem Landschaftsarchitekten Volker Püschel. Das namhafte Architekturbüro Busmann + Haberer hatte in den Jahren zuvor unter anderem das Kölner Museum Ludwig erbaut, in dem sich auch die Kölner Philharmonie befindet.

Die Annäherung des Teams an den Ort und die Auseinandersetzung mit der Aufgabe waren schwierig und konfliktreich. Das Ergebnis war erstaunlich und fand große Zustimmung, gerade auch in der Fachwelt. „Die Gedenkstätte als Begegnungsort ist ein überzeugender Beitrag zum Diskurs Mahnmal und ein Modell für unseren Umgang mit einer traumatischen Vergangenheit“,² schreibt zur Einweihung im Jahr 1994 Manfred Schneckenburger, Kunsthistoriker, Hochschullehrer und zweimaliger künstlerischer Leiter der Kasseler documenta.³

² Manfred Schneckenburger: Monument und Medium der Erinnerung, in: Arbeitsgemeinschaft Busmann + Haberer, Zbyszek Oksiuta, Volker Püschel (Hg.): Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal, Köln 1994, o.S.

³ Allerdings wird von Nutzerseite das bauliche Ensemble auch als streng, manchmal sogar als bedrückend empfunden. So Ulrike Schrader: Begegnungsstätte Alte Synagoge. Eine architektonische Skulptur als Gedenkstätte und Lernort in Wuppertal, in: Gedenkstätten Rundbrief 64 (1994), S. 13-15.

ABBILDUNGEN

links:

Ansicht von Nordwesten

rechts:

Das Architekturensemble von Süden mit Langhaus, Rotunde und Kubus



Das Konzept der Entwurfsverfasser lässt sich auf mehreren Ebenen beschreiben: Zum einen geht es um ihren Umgang mit dem leeren, jahrzehntelang vernachlässigten Gelände, auf dem die alte Synagoge stand, mit angrenzendem Schul- und Verwaltungsbau damals ein Zentrum des jüdischen Gemeindelebens. Als „geschändeten, zerfurchten, zertrampelten Ort“ empfand Peter Busmann das Gelände bei seiner ersten Ortsbegehung.⁴ Zweites Thema ist das bauliche Ensemble, das das zukünftige Begegnungszentrum beherbergen und die Bedingungen für dessen Arbeit schaffen und prägen soll. Zum dritten werden die vielfältigen thematischen Bezüge in Material, Formgebung und Zeichensetzung angesprochen, in denen Architektur und Freiraumgestaltung ganz unmittelbar zur Erinnerung an die Zerstörung des jüdischen Lebens hinführen.⁵

Der Ort: Das abfallende Gelände wurde gänzlich neu gestaltet, der historische Verlauf der Krugmannsgasse wieder hergestellt. Der dadurch entstandene Geländesprung zwischen alter Straße und neuer Begegnungsstätte ist nun an der Stelle, wo früher zwei Wohnhäuser standen,⁶ durch ein artifizielles, einem Wuppertaler Mietshaus nachempfundenen, schräg gestelltes und grün verputztes Fassadenstück betont. Die nachgebildete Tür dient als Eingang zum im Souterrain liegenden Foyer, zum Kassen- und Garderobenbereich und zum Seminar- und Veranstaltungsraum. Von dort führt eine Sichtbeton-Treppe in die obere Etage, zum Langhaus, und durch die Rotunde hindurch in die große Halle des Kubus. Die neue Reliefausbildung des Geländes sieht nun zwei Ebenen vor, den unteren Seminarbereich, der wie ein Podest die alte städtebauliche Situation an der Krugmannsgasse bis zum ersten Geschoss nachzeichnet, dessen Fenster aber nur markiert und zur Hälfte angedeutet sind, und ein Plateau auf der Ebene der alten Synagoge für die drei Baukörper, bedeckt mit grauem Basaltsplitt.⁷ Hier ist die Grundfläche der zerstörten Synagoge als „Schatten“ sichtbar gemacht. Der Standort des Kubus überschneidet sich teilweise mit dieser Fläche; dies hatten die Architekten nach langem Nachdenken beschlossen. Dahinter, noch etwas höher gelegen und das historische Gelände nach Norden abschließend, der neu angelegte „Obstgarten“. Zwischen ihm und der „Grabplatte“ befindet sich das noch erhaltene, nun freigelegte ruinöse Mauerstück der historischen Synagoge. Als einziges „auratisches“ Relikt kann es auch als „Zentrum des Gedenkstättenkomplexes“ empfunden werden.⁸ Bemerkenswert ist hier auf stadträumlicher Ebene die intensive, in der zeitgenössischen Architektur längst nicht selbstverständliche Auseinandersetzung mit dem historischen Ort, mit seiner besonderen Prägung durch die alte Synagoge als einstiges Zentrum des jüdischen Gemeindelebens und mit seiner späteren jahrzehntelangen städtischen Unwirtlichkeit.

⁴ Busmann 1996, S. 42.

⁵ Zum architektonischen Konzept siehe: Busmann + Haberer: Begegnungsstätte Alte Synagoge 1994, in: Stiftung Baukultur Rheinland-Pfalz (Hg.): Gebauter Aufbruch. Neue Synagogen in Deutschland, Regensburg 2010, S. 147-150; dieser Text und weitere Abbildungen auch in: <https://deu.archinform.net/projekte/2422.htm> (letzter Zugriff 10.12.2020); Marcus Cordes: Landschaft – Erinnern. Über das Gedächtnis im Erfinden von Orten, Hamburg 2010, S. 162f. und S. 210f.

⁶ Busmann 1996, S. 75.

⁷ Geplant war eine andere Farbgebung: weißer Kies im Kontrast zur schwarzen Granitplatte. Heute ist der farbliche Unterschied praktisch nicht mehr vorhanden, nur die Oberflächen kontrastieren (glatte Granitplatte, raue Splittaufschüttung). Siehe auch: Cordes 2010, S. 210.

⁸ Schrader 1994, S. 13.

⁹ Busmann 1996, S. 90.



ABBILDUNGEN

links:

Der Kubus steht teilweise auf dem Grundriss der alten Synagoge.

unten:

Die mit Blei verkleidete Rotunde als Gelenk zwischen dem Langhaus und dem Kubus

Die Bauten: „Nicht sakral, nicht symbolbeladen oder in irgendeiner Weise symbolisch“ sollte die zukünftige Begegnungsstätte gestaltet sein. Darin waren sich die Entwurfsverfasser von Anfang an einig.⁹ Ihre Alternative war der Rückgriff auf geometrische Primärformen der Architektur, wie sie in allen Epochen zu finden sind. Das „Haus“ in Form eines Kubus umfasst den zentralen Raum der Begegnungsstätte, das Kernstück der gesamten baulichen Anlage. Er steht zum Teil und leicht gedreht auf der Südostecke des sichtbar gemachten Grundrisses der alten Synagoge. Ein „Langes Haus“ am Südrand des Geländes beherbergt den Abgang ins Treppenhaus, diverse Funktionsräume, das Archiv und ganz am Ende das Büro. Mit rechteckigem Grundriss und Satteldach erscheint es von der Schmalseite wie der Urtyp eines Hauses, fast wie ein Spielzeughaus, von dem man sich kindlichen Schutz erwartet. Von der langgestreckten Längsseite hingegen erscheint es wie eines jener provisorischen Behelfshäuser, die hier und dort für bestimmte Arbeiten aufgestellt werden, vielleicht wie eine Baracke. Eine „Rotunde“ zwischen diesen beiden Häu-



sern bildet einen eigenen zylinderförmigen, schallgedämmten Baukörper als Auftakt und Haupteingang für das „Haus“;¹⁰ zugleich dient sie als architektonisches Gelenk zwischen Kubus und „Langhaus“ und als Verbindung zwischen Ober- und Untergeschoss. Entstanden ist so, wie Peter Busmann es formuliert, „ein Ensemble von Formen und Räumen mit unterschiedlichem Charakter, sich gegenseitig beeinflussend, aber auch bruchartig abgrenzend“.¹¹ Die Klarheit der Bauformen auf dem geebneten Geländeplateau sehen die Entwurfsverfasser als Gegenpol zur Heterogenität des baulichen Umfeldes.

Thematische Bezüge: Tatsächlich verzichten die Entwurfsverfasser auf jene traditionelle, in Denkmälern der Nachkriegszeit häufig zu findende Symbolsprache, die

ABBILDUNG

Der letzte Mauerrest der alten Synagoge unterhalb des Apfelgartens



¹⁰ In der Praxis konnte dieser Eingang nie als Haupteingang genutzt werden, weil das gesamte Gelände vom Staatsschutz als gefährdetes Objekt eingestuft ist. Eine Schleuse oder andere security-Maßnahmen waren nie angedacht. Der tatsächliche Haupteingang ins Gebäude führt immer durch die „Haustür“ im Souterrain, und geöffnet werden kann diese nur nach Legitimation.

¹¹ Busmann 1996, S. 76.

¹² „Ein Ort der Erinnerung, gestaltet mit den Mitteln der Kunst, ohne monumentale oder symbolische Überhöhung...“ in: Busmann + Haberer 1994, S. 147.

¹³ Schneckeburger 1994, o.S.

konkrete Ereignisse und Erfahrungen bildhaft widerspiegelt und damit auch Teil des kollektiven Gedächtnisses geworden ist.¹² Versteht man jedoch – wie in der Architektur der Moderne – Symbole als Zeichen und Ausdrucksformen, die in eher verschlüsselter, assoziativer oder sinnlicher Weise auf ein Thema, ein Geschehen verweisen, so kann die Architektur der Begegnungsstätte mit ihren elementaren, meist abstrakten Gestaltungsmitteln durchaus als symbolisch charakterisiert werden, von der Grundidee bis in die Details. So deutet, wie es Manfred Schneckeburger ausdrückte, die Spannung zwischen der Geschlossenheit jedes einzelnen Baukörpers und dem fragmentarischen Charakter der Gesamtkomposition auf die zivilisatorischen Risse und Brüche hin, die in Erinnerung gerufen, aber nicht geheilt werden können.¹³ Die Entwurfsverfasser markierten die Grundfläche der historischen Synagoge mit grauem Granit und gaben ihr den Namen „Grabplatte“. Deren präzise konzipierte teilweise Überschneidung mit dem Neubau des „Hauses“, in dessen weißen Marmorboden nun, leicht verkantet, ein dunkles Teilstück hineinragt, wurde zum Sinnbild für die Verbindung des zerstörten jüdischen Lebens mit Gegenwart und Zukunft. Die Öffnung der Wand des Begegnungsraums leitet den Blick hinaus auf den historischen Standort mit den Relikten der alten Grundmauern und auf den Wasserlauf in der Streuobstwiese, der direkt auf diese Öffnung zuführt – ein subtiles Sinnbild, das zum Nachdenken über Geschichte motiviert. Der Begegnungsraum erhält Licht durch diese Öffnung, wird vor allem aber von oben erhellt: Durch den breiten, gewölbten Streifen des Oberlichts, das exakt an den Kanten des rekonstruierten Grundrisses ausgerichtet in die flache Decke geschnitten ist, stürzt das Licht geradezu in den Raum.

ABBILDUNG

Das gewölbte Oberlicht im Kubus



Die Verwendung ausdrucksstarker Materialien kann ebenfalls als symbolhafte Setzung gedeutet werden. Die Farbe Grau für den Granit der „Grabplatte“ kann man mit Gefühlen von Trauer verknüpfen.¹⁴ Die Hülle des „Hauses“, der eigentlichen Begegnungsstätte, ist aus rotem Ziegelmauerwerk gefertigt, also mit warmer, handwerklich individueller Anmutung, und nur an der hinteren Seite glatt weiß verputzt, während das barackenförmige „Langhaus“ mit seinen, wie die Architekten schreiben, „trivialen“ Nutzungen in Sichtbeton gegossen wurde, dem Lieblingsmaterial der brutalistischen, für Radikalität und Ehrlichkeit stehenden Architektur der Nachkriegsjahrzehnte. Die schwierige Assoziation „KZ-Baracke“ drängt sich nicht von vornherein auf, klingt jedoch an und wird von den Architekten auch selbst ausgesprochen.¹⁵ Die „Rotunde“, das bauliche Bindeglied der beiden Häuser, ist verkleidet, gewissermaßen versiegelt, mit schwerem, dunklem Blei, für die Architekten ein Material, das „beides verkörpert: Dunkelheit und Licht, Tod und Leben.“¹⁶ Der Obstgarten schließlich, eigentlich eine Streuobstwiese, ist Symbolismus pur. In den durch Mauern umgebenen Hang sind zehn absichtsvoll schräg gesetzte Apfelbäume gepflanzt, die sich im Wachstum mühsam, mit gärtnerischer Hilfe, aufrichten. In ihrer Mitte rieselt ein kleiner künstlicher Wasserlauf, der für das Leben stehen soll.¹⁷ Ulrike Schrader greift die Entwurfsüberlegungen der Architekten zum Obstgarten auf und verweist auf eine mögliche Deutung als „Paradies [...] oder abstrakter, als schlechthin utopischer Bereich [...] wenn auch als inszenierter“.¹⁸

Mehr als drei Jahrzehnte sind seit dem Entstehen dieses Entwurfs vergangen. Mit Generationenabstand kann zurückgeblickt werden auf vielfältige Eindrücke und Erfahrungen mit den Nutzungsbedingungen des Hauses, von denen Ulrike Schrader einige bereits kurz nach der Einweihung 1994 tagebuchartig skizziert hat.¹⁹ In ihrem Resümee „25 Jahre Begegnungsstätte“ verweist sie auf Baufehler und Bauschäden, die die Arbeit erschwert haben, und auf Probleme, die der Trägerverein mit den strengen Vorgaben der Architekten hatte.²⁰ In dem langen Zeitraum seit der Entstehung der Begegnungsstätte haben sich die erinnerungskulturelle Landschaft wie auch die Architektursprachen wesentlich verändert. So hat es Sinn, zu fragen, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen der Entwurf damals entstanden ist, in welcher Weise er spezifisch zeitgebunden war und was auch heute noch als eindrucksvoll und von bleibender Kraft gelten kann. Zunächst sei daran erinnert, dass in den 1980er Jahren die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus wesentlich verbreitert und vertieft wurde. In der Bundesrepublik und in West-Berlin bildete sich eine Vielzahl neuer Gruppen, Initiativen, Geschichtswerkstätten heraus, die sich für Spurensuche und Erinnerungsarbeit einsetzten, gerade auch an dezentralen und lange vergessenen Orten der NS-Verfolgung. Orte des

¹⁴ Schneckenburger 1994 und Busmann 1996 (S. 119) sprechen von der Farbe Schwarz. Tatsächlich hat der Granitboden eher einen warmen Grauton; im Außenbereich ist er nach mehr als 25 Jahren ziemlich ausgebleichen.

¹⁵ „In Auschwitz waren die Baracken aus Stein“, sagt Zbyszek Oksiuta, in: Busmann 1996, S. 116; „Die Zeichenhaftigkeit des Betons ist stimmig, [...] der Betonmonolith signalisiert Trivialität, Gewalt und Starrheit“, in: Busmann 1996, S. 118.

¹⁶ Busmann 1996, S. 120.

¹⁷ Busmann 1996, S. 132 und S. 42.

¹⁸ Schrader 1994, S. 14.

¹⁹ Ulrike Schrader: Das Leben mit einem Haus, in: Busmann 1996, S. 161-168.

²⁰ Ulrike Schrader: 25 Jahre Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal, in: GedenkstättenRundbrief 194 (2019), S. 24-30.



ABBILDUNGEN

links:

Blick aus dem Apfelgarten auf den Kubus

unten:

Blick von Südosten: die Giebelseite des Langhauses, die Rotunde und der Kubus, als Solitär ein Schnurbaum



Geschehens wurden als „authentische Orte“ gewissermaßen wiederentdeckt, ihre Vergangenheit untersucht. Der Drang nach historischem Wissen wuchs enorm, trotz oder gerade wegen mancher gesellschaftlichen Widerstände. In Architektur und Denkmalpflege intensivierte sich die Debatte um den Umgang mit Relikten und Spuren – Bewahren? Rekonstruieren? – jener historischen Gebäude, die bisher nicht in den Kanon des Kulturerbes aufgenommen waren, darunter das Gestapo-Gelände in Berlin, heute „Topographie des Terrors“, oder der Standort von Hitlers „Braunem Haus“ und die Reste der „Ehrentempel“ am Münchner Königsplatz. Auch die langwierige Gründungsgeschichte des Kölner NS-Dokumentationszentrums im EL-DE-Haus wurzelt in dieser Zeit. Eine größere Zahl von Standorten zerstörter Synagogen war in jenen Jahren noch ähnlich vergessen wie in Wuppertal, oft wahrlost, manchmal ebenfalls noch als Parkplatz genutzt. Auch hier führten bür-

gerschaftliche Initiativen zu Erinnerungsprojekten. So markierte man zum Beispiel 1988 in Ludwigsburg den Grundriss und die Dimension der Synagoge durch eine artifizielle Nachzeichnung der Gebäudekante und der Dachkonstruktion, und ein Akazien-Hain verweist symbolhaft auf Verlust und Trauer. Im selben Jahr wurde in Hamburg durch eine begehbare Boden-Intarsie an die Synagoge am Bornplatz erinnert.²¹ Auch auf dem Frankfurter Börneplatz machte man damals den Standort der Synagoge sichtbar. Weitere künstlerisch bemerkenswerte Erinnerungsprojekte für zerstörte Synagogen entstanden später, in den 1990er und 2000er Jahren, zum Beispiel in Berlin, Regensburg, Leipzig und Wiesbaden.

In seinem Buch „auf den Schatten gebaut“ beschreibt Peter Busmann nicht nur die Etappen und Konflikte der architektonisch-künstlerischen Entwurfsfindung, sondern deutet auch Grundsatzfragen seiner persönlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus an. Dabei werden Facetten des Bezugsrahmens angesprochen, die ihn seit seiner Jugend beschäftigt haben und schließlich für den Entwurf bedeutsam waren: Werke der bildenden Kunst, Literatur, Musik und Architektur, Geschichte und Geistesleben des Judentums, Gespräche, Reisen, Gedenkstätten- und Mahnmalsbesuche, Friedensbewegung, Recherchen in Stadtarchiven. Aus dieser Auseinandersetzung resultierte vermutlich die Ablehnung jeglicher Überwältigungs-Strategie: „Ohne monumentale oder symbolische Überhöhung“ sollte der Entwurf sein, zurückhaltend und einfühlsam. Die Architektursprache, die er, dieser Haltung entsprechend, mit seinen Kollegen für dieses Projekt entwickelte, ist minimalistisch. Aus den geometrischen Urformen des Bauens – Kubus, Rotunde, Quader – entsteht eine Collage, in der dem Kubus die wichtigste Funktion, die eigentliche Begegnungsstätte, zugewiesen wird. Die Bezüge für diese archetypischen Architekturformen sind in der frühen Moderne zu finden, aber auch in der in den 1980er Jahren besonders präsenten Postmoderne, in der die Bauformen der Vergangenheit als Stil-Elemente zitiert werden, zum Beispiel im Museumsbau wie bei James Stirlings Neuer Staatsgalerie in Stuttgart. Im Blick auf diese fachspezifische Entwicklung kann die Architektur der Begegnungsstätte als zeitgebunden und zeitlos zugleich charakterisiert werden.

Zeitgebunden im positiven Sinn sind drei weitere Aspekte, in denen die Architekten in drei damals intensiven baukünstlerischen Debatten klar Stellung bezogen. Zum einen das Verständnis von „Monument“ als Träger von Erinnerung. Die mit diesem Begriff verbundene und erstrebte Anmutung von Erhabenheit und großer Dimension tritt hier hinter dem Versuch zurück, Maßstäblichkeit und Identität für den besonderen Ort zu finden – ein Monument muss nicht mehr monumental sein. Zeit-

Bemerkenswert ist hier auf stadträumlicher Ebene die intensive, in der zeitgenössischen Architektur längst nicht selbstverständliche Auseinandersetzung mit dem historischen Ort, mit seiner besonderen Prägung durch die alte Synagoge als einstiges Zentrum des jüdischen Gemeindelebens und mit seiner späteren jahrezehntelangen städtischen Unwirtlichkeit.

²¹ Seit 2019 gibt es Pläne zum Wiederaufbau der Synagoge an diesem Standort. Umstritten ist vor allem, ob dies als originalgetreue Rekonstruktion erfolgen soll.

gebunden, wenn auch bis in die Gegenwart reichend, ist zum zweiten der Versuch, einen schlimmen Verlust bildhaft darzustellen. Die Negativform, der zweidimensionale Schatten, das schwarze Loch, der leere Raum, die „Voids“, artifizielle Spuren und ähnliche Motive fanden sich in jenen Jahren vielfach variiert in Projekten der Memorialkunst, Metaphern für die Gleichzeitigkeit von Verlust und dennoch vorhandener Gegenwärtigkeit. Die „Grabplatte“ der alten Synagoge aus dauerhaftem Granit, die sich als Sinnbild des Todes und der Trauer in den gegenwartsbezogenen, hellen Raum der Begegnung hineinschiebt, ist in diesem Kontext ein nach wie vor besonders eindrückliches Bild. Der dritte Zeitbezug ist der in den Nachkriegsjahren, aber ebenfalls bis heute beliebte Versuch, in enger Zusammenarbeit von Architekt und Bildhauer ein Gesamtkunstwerk zu schaffen, bei dem die Grenzen zwischen Baukunst und bildender Kunst gänzlich aufgehoben wären. So hatte es, nach Vorbild der mittelalterlichen Bauhütten, das Bauhaus propagiert, und viele Architekten der Nachkriegsmoderne, zum Beispiel Hans Scharoun bei der Berliner Philharmonie, folgten diesem Vorbild. Die Realisierung dieses Gleichklang-Ideals in Form einer gleichberechtigten Zusammenarbeit scheiterte allerdings oft an der formal festgelegten und dann doch inhaltlich durchgesetzten Vorrangstellung des Architekten. Die heftigen Konflikte mit dem Bildhauer Zbyszek Oksiuta, der zugleich ausgebildeter Architekt ist, hat Peter Busmann in seinem Buch offen gelegt. Dass hier offensichtlich eine gleichgewichtige und im Ergebnis höchst produktive Zusammenarbeit zustande kam, war ein hartes Stück Arbeit. Ergebnis ist ein Gesamtkunstwerk, das in dieser konkreten Form einzigartig ist.

Mit dem architektonischen Konzept für die Begegnungsstätte ist ein unverwechselbarer und langlebiger Ort entstanden. Den Entwurfsverfassern ist es in differenzierter Auseinandersetzung mit der Geschichte gelungen, Vergangenheit und Gegenwart auf durchdachte und einleuchtende Weise miteinander zu verbinden. Diese Architektur kann – was nicht selbstverständlich ist – auch von Besucherinnen und Besuchern gelesen und verstanden werden. Sie ist klarer und leichter nachvollziehbar als zum Beispiel die Formensprache des etwa zur gleichen Zeit entstandenen Jüdischen Museums Berlin, für den der Architekt Daniel Libeskind ebenfalls historische Bezüge aufnahm und symbolhaft interpretierte. Bei der Begegnungsstätte Alte Synagoge sind das Gesamtkonzept der Collage wie auch die einzelnen Teile, Bereiche und Motive symbolhaltig und minimalistisch zugleich. Dass die starke Symbolik durch die klare, reduzierte Formensprache versachlicht wird, tut dem Thema – der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus – gut. Diese Architektur motiviert zum Nachdenken und Nachfragen. Das ist auch ein zentrales Ziel der Erinnerungsarbeit zur NS-Geschichte.

ABBILDUNG

Gedenktafel an der äußeren Mauer des Geländes zur Erinnerung an den Novemberpogrom 1938, errichtet am 9. November 1962





DYNAMIK UND VIELFALT: ZWISCHEN GEDENKSTÄTTE UND MUSEUM

ABBILDUNG

Souvenir vom Times Square: eine kleine Kopie der Freiheitsstatue im Hafen von New York als Symbol für Liberalisierung und Emanzipation

¹ Zur Rolle des Museums als öffentlicher Ort vgl. Andreas Urban: Rettung der Vergangenheit? – Verlust der Gegenwart? Museumskultur in der Postmoderne, in: Sabine Horn/ Michael Sauer (Hg.): Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen, Göttingen 2009, S. 70–79.

² Das erste jüdische Museum wurde 1895 in Wien eröffnet, nachdem es zuvor bereits einige wenige Ausstellungen privater Judaica-Sammlungen gegeben hatte. Es folgten Danzig 1903, New York 1904, Prag 1906, Warschau 1910, Sankt Petersburg 1916, Berlin 1917, Wilna 1920, Frankfurt 1922, Lemberg 1925. Zur Rolle jüdischer Museen in der jüdischen „community“ siehe auch: Jeffrey David Feldman: Die Welt in der Vitrine und außerhalb: die soziale Konstruktion jüdischer Museums-exponate, in: Wiener Jahrbuch für jüdische Geschichte, Kultur und Museumswesen, Wien 1995, Bd. 1, S. 39–54. Über „jüdische Abteilungen“ in Museen vgl. Jens Hoppe: Jüdische Geschichte und Kultur in Museen. Zur nichtjüdischen Museologie des Jüdischen in Deutschland, Münster-New York-Berlin-München 2002.

ZUR GESCHICHTE DES „JÜDISCHEN MUSEUMS“

In Deutschland und in Europa, in den USA und in Israel, aber auch in weiteren Ländern gibt es zahlreiche „Jüdische Museen“, die in ihren Ausstellungen über die Geschichte, Kultur und Religion der Juden informieren, kulturelle Veranstaltungen und pädagogische Programme anbieten, Zeitzeugen einladen und das tun, was für alle Museen selbstverständlich ist: Sammeln, Bewahren, Erforschen, Ausstellen und Vermitteln.¹ Das Jüdische Museum in Berlin, eröffnet 2001, ist eins der größten und sicherlich eins der bekanntesten jüdischen Museen Europas, aber auch die Häuser in Frankfurt, Amsterdam, Wien, Warschau und Prag zählen zu internationalen touristischen Sehenswürdigkeiten und sind, darüber hinaus, anerkannte Lern- und Kulturorte. Alle diese heute existierenden jüdischen Museen – auch die in der Provinz – tragen eine Geschichte mit sich, die sie von anderen historischen Museen spezifisch unterscheidet: Mit dem Zugriff der Nationalsozialisten, dem Raub, der Zerstörung und Zerstreuung der zum Teil bedeutenden Sammlungen wurde die Tradition des „Jüdischen Museums“ gewaltsam beendet.

„Jüdische Museen“ entstanden schon vor 1900 im Zusammenhang mit der Abwanderung von Juden aus den Dörfern und der Zuwanderung in die Städte und damit durch die Auflösung der Landjudengemeinden. Das Kultgerät und die Bibliotheken, die in den kleinen Synagogen und Bethäusern auf dem Land nun nicht mehr benötigt wurden, sollten würdig und respektvoll aufbewahrt werden und erhielten ihren Platz in den von den großen städtischen jüdischen Gemeinden eingerichteten Museen.² Sie waren Orte der Identität und Selbstvergewisserung für Juden im Prozess der Emanzipation, der Säkularisation und der Ablösung von der hergebrachten jüdischen Lebensweise. Ihr Ziel war, „...durch die Emanzipation Vergessenes und durch die Säkularisation Aufgegebenes zu bewahren bzw. wieder ins Bewusstsein zu bringen. In dieser Hinsicht konnten sie in gewisser Weise als Religionsersatz dienen, als Orte der

Begegnung mit der eigenen Tradition, als Panoptikum für die eigene Geschichte.“³ Der Historiker Yosef Hayim Yerushalmi schreibt: „Dabei fällt dann der Geschichte eine völlig neue Rolle zu – sie wird zum Glauben ungläubiger Juden. Erstmals wird in Fragen des Judentums statt eines heiligen Textes die Geschichte zur Berufungsinstanz.“⁴

Mit ihrer Entstehungsgeschichte, Trägerschaft und Aufgabenbestimmung waren jüdische Museen in der Tat „jüdische“ Museen, nämlich Orte, die *von* Juden (jüdischen Gemeinden) initiiert, finanziert und betreut wurden, und Orte *für* Juden, nämlich für die Mitglieder der jüdischen Gemeinden. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten gerieten mit der jüdischen Bevölkerung auch ihre Museen in Gefahr, z.B. das in Frankfurt am Main, das 1922 im ehemaligen Bankhaus Meyer Ansel Rothschild und Söhne in der Fahrgasse als „Museum Jüdischer Altertümer“ eröffnet worden war. Das Haus hatte nach und nach eine Sammlung von 18.000 Objekten angekauft und besaß damit eine der bedeutendsten Judaica-Sammlungen Europas. Aber während des Novemberpogroms 1938 wurde das Museum verwüstet und geplündert und viele wertvolle Gegenstände später eingeschmolzen. Was übrig blieb, kam nach 1945 in israelische und amerikanische Einrichtungen.⁵ Man konnte sich zunächst nicht vorstellen, dass es in Deutschland jemals wieder jüdische Gemeinden mit eigenen kulturellen Einrichtungen wie einem Museum geben würde.



³ Felicitas Heimann-Jelinek: Memoria, Intelligentia, Providentia, in: Jüdisches Museum der Stadt Wien (Hg.): Jüdisches Museum Wien, Wien 1996, S. 129 f.

⁴ Yosef Hayim Yerushalmi: Das Unbehagen in der modernen Geschichtsschreibung, in: Ders.: Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis, Berlin 1996, S. 87-110, hier S. 92.

⁵ Was übrig blieb. Das Museum Jüdischer Altertümer in Frankfurt 1922-1938. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Frankfurt a.M. 1988.

ABBILDUNG

Authentischer Rest: die Ruine der nördlichen Kellerwand der Elberfelder Synagoge

Wie kann man jüdische Geschichte so vermitteln, dass diese nicht lediglich als „Vorgeschichte“ des Holocaust verstanden wird?

Jüdische Museen nach 1945

Mittlerweile sind wieder zahlreiche und neue jüdische Gemeinden in Deutschland entstanden, weil durch den Zusammenbruch der Sowjetunion seit 1990 viele jüdische Familien zugewandert sind. Und es wurden in den letzten 30 Jahren neue Synagogen gebaut, mancherorts sogar Schulen und Kindergärten eingerichtet. Aber „jüdische Museen“ unterhalten diese Gemeinden nicht. Die heutigen „Jüdischen Museen“ wurden in der Regel von Nicht-Juden initiiert.

Schon seit den 1980er Jahren, mit einem Generationenwechsel und einem neuen Nachdenken über die Spuren der nationalsozialistischen Verbrechen vor Ort, begannen Bürgerinnen und Bürger, nach der jüdischen Ortsgeschichte und den möglicherweise noch sichtbaren Relikten des Gemeindelebens zu fragen. Der Impuls, jüdische Geschichte zu erforschen und die Ergebnisse museal zu präsentieren, hatte unmittelbar mit einer neuen Sicht auf den Nationalsozialismus und hier besonders auf den Holocaust zu tun. Die Gründung jüdischer Museen wurde nun fast immer von Bürgerinitiativen angestoßen, ihre Trägerschaft in die Hände von gemeinnützigen Vereinen, später auch von Kommunen gelegt. Ihre Mitarbeitenden sind durch ihre wissenschaftliche und pädagogische Kompetenz qualifiziert, aber nicht durch eine jüdische Identität. Die heutigen jüdischen Museen richten sich an ein überwiegend nicht-jüdisches Publikum und dienen immer auch der Erinnerung an den Holocaust. Denn diese Katastrophe zeigt die Brüchigkeit des historischen jüdisch-nichtjüdischen Zusammenlebens. Auch diese Fragilität und was daraus zu lernen ist, bestimmen die neuen Inhalte in einem „Jüdischen Museum“.

Wenn der Typ des traditionellen Jüdischen Museums mit seinen zuweilen wertvollen Judaica-Sammlungen durch die fast vollständige Vernichtung der jüdischen Gemeinden in Europa nun nicht mehr existiert, erhebt sich die Frage, was denn in den Ausstellungen der neueren, heute bestehenden Häuser überhaupt gezeigt werden kann, zumal, wenn diese vor allem die jüdische Ortsgeschichte abseits der Metropolen darstellen möchten.

Das zentrale Vermittlungsproblem jüdischer Geschichte ist dabei: Wie kann man jüdische Geschichte so vermitteln, dass diese nicht lediglich als „Vorgeschichte“ des Holocaust verstanden wird? Wie kann man darstellen, dass Juden nicht nur Opfer sind, sondern Akteure in einer wechselvollen Geschichte im Zusammenleben mit einer Mehrheit? Wie können die hohen moralischen Schwellen abgebaut werden, die viele Menschen als Zumutung empfinden oder vor denen sie sich fürchten? Wie schafft

man eine Atmosphäre, frei von diffusen Ängsten und hemmender Beklommenheit, und stattdessen eine Stimmung, die Neugier weckt auf ein jüdisches Museum, auf das Judentum? Welche Möglichkeiten gibt es, den Ausstellungsbesuch zu einem „positiven Erlebnis“ zu machen und in konstruktiver Weise Vorurteile abzubauen?

Alles, was mit dem Thema „jüdisch, Jude, Judentum“ zu tun hat, ist auf komplizierteste Weise moralisch belastet – zumindest in Deutschland. Schuld und Schuldabwehr, Befangenheit und Halbwissen, Antisemitismus und Philosemitismus sind nur einige Begriffe, mit denen die emotionale und intellektuelle Ausstattung der Besucherinnen und Besucher angedeutet werden kann – eine Problematik, die jüdische Museen mit den Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus gemeinsam haben. Gerade hier leisten „Jüdische“ Museen mittlerweile einen unübersehbaren Beitrag zur historischen und politischen Bildung und erfüllen damit eine gesellschaftliche Querschnittsaufgabe.

Ein neues Konzept für die Begegnungsstätte Alte Synagoge in Wuppertal

Im April 2011 wurde in der Begegnungsstätte Alte Synagoge in Wuppertal eine Dauerausstellung mit dem Titel „Tora und Textilien. Jüdisches Leben im Wuppertal, in Berg und Mark“ eröffnet. Mit dieser Ausstellung hat sich das Haus an die Schnittstelle zwischen Gedenkstätte und Museum begeben.

Die als „Begegnungsstätte“ gedachte Gedenkstätte existiert seit 1994.⁶ Sie befindet sich an dem Ort, an dem bis zum 10. November 1938 die Elberfelder Synagoge stand. Originale Mauerreste wurden im Zuge der Bauarbeiten freigelegt und bilden seitdem das zentrale „Mahnmal“ der Einrichtung. Eine andere „Sehenswürdigkeit“ war und ist immer noch das moderne, streng konzipierte Gebäudeensemble, das aus drei schlichten, wuchtigen geometrischen Baukörpern besteht und einen ästhetisch außergewöhnlichen Akzent im Wuppertaler Stadtbild setzt.⁷

Was im Haus stattfindet, wird vom authentischen Ort, den baulichen Relikten und der Satzung des Trägervereins vorgegeben, nämlich, an die Geschichte der Juden in der Region und ihr Schicksal im Nationalsozialismus zu erinnern. Das leistet nun explizit die Dauerausstellung.

⁶ Zum Architektenteam gehörte das Kölner Büro Busmann & Haberer, der polnische Künstler Zbyszek Oksiuta und der Landschaftsarchitekt Volker Püschel.

⁷ Im Unterschied zu den meisten anderen Gedenkstätten, nicht nur in Nordrhein-Westfalen, befindet sich die Wuppertaler Begegnungsstätte nicht in einem umgenutzten historischen Gebäude, sondern in einem Neubau, der als Gedenk- und Begegnungsstätte gewollt und geplant war. Authentisch ist hier allein der frühere Standort der Elberfelder Synagoge (1865–1938) mit seinen archäologischen Ausgrabungen.

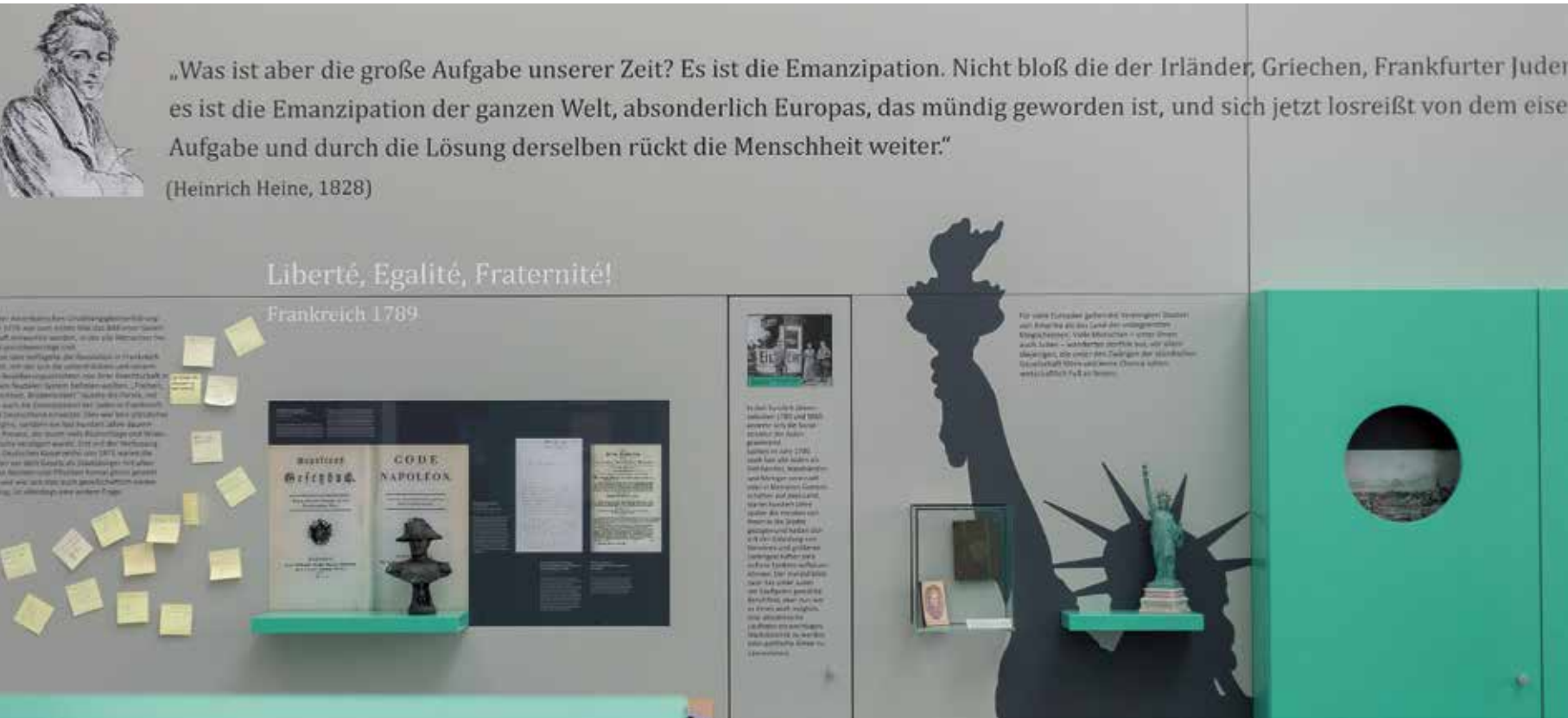
⁸ Heinrich Heine: Reise von München nach Genua, in: Sämtliche Schriften, hg. von Klaus Briegleb, München 2005, Bd. 2, S. 376f.

Historischer Längsschnitt und seine Dynamiken

In der Ausstellung geht es nicht mehr ausschließlich – wie meistens in einer Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus – um die Darstellung und Vermittlung der NS-Verbrechensgeschichte mit ihren Tätern, Opfern, Zuschauern und Helfern, sondern darum, das Wissen über die jüdische Vergangenheit in der Stadt und in der Region zu sichern und zu zeigen, und zwar eher im Sinn einer Sozial- und Kulturgeschichte. Erste Spuren von Juden in der Region stammen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, und von einer nennenswerten Entwicklung jüdischer Gemeinden kann man sogar erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts sprechen. Die besonderen und besonders günstigen Rechtsverhältnisse für die Bergischen Juden in der Zeit der französischen Verwaltung und die rechtlichen Entwicklungen in der preussischen Zeit sind Alleinstellungsmerkmale der Region. Auch deshalb liegt ein wichtiger Akzent der Darstellung auf dem Emanzipationsprozess bis 1847. Emanzipation war „die große Aufgabe unserer Zeit“, wie Heinrich Heine 1828 schreibt.⁸ Dabei geht es nicht zwingend nur um die voremanzipatorische Diskriminierung von Juden und deren schrittweise „Verbesserung“. Noch wichtiger ist der didaktische Wert dieses Themas: Zu zeigen, dass Emanzipation die ganze Gesellschaft betraf und nicht nur die winzige Minderheit der Juden.

ABBILDUNG

Die Westwand der Ausstellungshalle widmet sich dem 19. Jahrhundert.



Prominent sind auf einer Schauwand die Parolen der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, „*Leben, Freiheit, Streben nach Glück*“ (1776), und der französischen Revolution, „*Liberté, Égalité, Fraternité*“ (1789) geschrieben. Davor stehen die dazu passenden „Eyecatcher“: eine Napoleon-Büste aus einem Souvenirladen in Paris und eine Freiheitsstatue aus einem Touristenladen in New York. Diese trivialen Objekte an dieser Stelle vorzufinden, überrascht die Besucherinnen und Besucher, aber sie kennen sie und machen ihnen Lust, sich mit dem (vor allem für Jugendliche eher spröden) Thema auseinanderzusetzen und zu überlegen, welche Relevanz solche Werte überhaupt (aktuell und für sie) besitzen. Auf Klebezetteln können sie ihre eigenen Vorstellungen von einer idealen Gesellschaft notieren und damit ihre Positionen sichtbar beisteuern.

Dass die jüdische Perspektive auf das Revolutions- und Emanzipationskapitel ein ungewohntes Licht auf die Rolle Napoleons wirft, soll nicht verschwiegen werden: Von der jüdischen Bevölkerung des Rheinlands und besonders des Bergischen Landes wurde Napoleon weniger als Kriegsherr und Besatzer, denn als „Befreier“ und fortschrittlicher Reformier empfunden.⁹

Die Dynamik des 19. Jahrhunderts schlägt sich in der jüdischen Geschichte am sichtbarsten in den Architekturen der Synagogen nieder, die im Laufe dieser 100 Jahre erbaut werden.

Deshalb sind die wunderschönen und detailgetreuen Holzmodelle der Synagogen im Bergischen Land nicht nur „Hingucker“ und sinnliches Vergnügen, sondern lehrreiches Anschauungsmaterial.¹⁰ Denn sie visualisieren im Maßstab 1:50 den Prozess der „Verbürgerlichung“ der jüdischen Gemeinden.

Noch 1802 richtete sich die Langenberger Landjudenschaft einen einfachen Betraum in einem angekauften Fachwerk-Wohnhaus ein, das sie zu diesem Zweck umbauen ließ. Eine Zwischendecke wurde herausgenommen, damit der Raum an Höhe gewann und Platz für die Frauenempore geschaffen wurde. Das Modell zeigt die althergebrachte Ordnung jüdischer Inneneinrichtung: In der Mitte die Bima mit dem Vorlesetisch für die Tora, rundherum Pulte und Sitzgelegenheiten, im Osten der Toraschrank, oben die Plätze für die Frauen. Die Schwelmer Synagoge¹¹ zeigt dieses Raumprogramm ebenfalls, auch wenn man dort im Jahr 1819 offensichtlich schon in der (finanziellen) Lage war, eine Synagoge eigens zu erbauen. Diese beiden kleinen Synagogen unterschieden sich mit Fachwerk und Verschieferung äußerlich nicht von den benachbarten Häusern – das Bethaus in Schwelm indes trug ein sichtbares jüdisches Zeichen im Dachreiter: einen Davidstern.

⁹Vgl. den Beitrag von Bastian Fleermann in dieser Publikation.

¹⁰Vgl. den Beitrag der Erbauerin Andrea Jensen in dieser Publikation.

¹¹Wir zeigen dieses Modell zurzeit nicht. Es ist, im Rahmen einer Kooperationsvereinbarung, an das Museum Haus Martfeld in Schwelm auf Dauer ausgeliehen.

ABBILDUNGEN

rechts:

Die Modelle der vier Bergischen Synagogen: Barmen, Langenberg, Solingen und Elberfeld

unten:

Das Modell der Synagoge und Schule in Langenberg (1802-1926|1978) repräsentiert das Bergische Landjudentum.



Ganz anders hingegen entwickelten sich die jüngeren Bauten: 1865 wurde die Elberfelder Synagoge an der Genügsamkeitstraße eingeweiht. Bereits die Planungen sahen eine Orgel vor, womit diese Gemeinde ihre liberale Einstellung zum Ausdruck brachte. Es gab keine individuellen und mobilen Sitz- und Stehplätze mehr, sondern fest installierte Bankreihen, die alle zum Toraschrank ausgerichtet waren, vor dem die Bima platziert wurde. Das Setting des orthodoxen „Gebets“ um den Mittelpunkt der Tora herum wurde dem kirchlichen Verständnis eines nach vorn und zu Rabbiner und Kantor ausgerichteten „Gottesdienstes“ angeglichen und gestreckt. Die Dynamik der Entwicklung verlief von der zentralen Aufmerksamkeit zu einer frontalen. Das sind nur die sichtbaren Merkmale einer Entwicklung, die sich auch in den Architekturen der Solinger (1872) und der Barmer Synagoge (1897) fortsetzten. Dass damit eine tief greifende Modernisierung von Liturgie, Gebeten und Gesängen, ein neues Verständnis des Rabbineramts, eine Delegierung religiöser Mizwot an angestellte Kultusbeamte einherging, kann hier nur angedeutet werden.

Wichtig ist bei dieser, auf der jüdischen Aufklärung („Haskala“) und auf dem Wunsch nach ästhetischer Verfeinerung gemäß kirchlicher Gepflogenheiten beruhenden Dynamik die Feststellung, dass die Modernisierung des Judentums im 19. Jahrhundert das konservative und orthodoxe Judentum nicht zum Verschwinden brachte. Bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme bestanden altfromme und liberale Gemeinden nebeneinander, mehr oder weniger einträchtig. Das ist auch heute noch so. Heute gibt es weltweit, in den großen Zentren jüdischer communities wie in New York, Antwerpen, London, Paris, Brüssel, Zürich, große und kleine orthodoxe Synagogen wie die in Langenberg und Schwelm ebenso wie liberale, konservative, feministische, diverse... Es gibt eigentlich nichts, was es nicht gibt. Dass diese Vielfalt nicht immer harmonisch ist, soll nicht verschwiegen werden; der innerjüdische Streit und die unablässige Auseinandersetzung ist Teil jüdischen Denkens und der Grund für die lebendige Dynamik jüdischer Existenz.

Blick auf die Einzelnen: Vielfalt

Neben der Visualisierung der Dynamik jüdischer Geschichte ist ein weiterer wichtiger Grundgedanke des Ausstellungskonzepts, die Heterogenität jüdischer Milieus am Ende des 19. Jahrhunderts und die individuelle und widersprüchliche Selbstbestimmung von Juden in der Gegenwart zu zeigen. Dass mit der Emanzipation, d.h. mit der Herausbildung und dem Erstarken eines Bürgertums nicht nur die Feudalgesellschaft, sondern zugleich auch die Religion verabschiedet werden sollte, führte zu

Bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme bestanden altfromme und liberale Gemeinden nebeneinander, mehr oder weniger einträchtig. Weltweit ist das auch heute noch so.

einer starken Ausdifferenzierung dessen, was man „Judentum“ nennt. Ein markantes Datum dieser Entwicklung ist das Jahr 1876, in dem das so genannte Austrittsgesetz verabschiedet wurde: Christen und Juden war es nun erlaubt, aus ihrer „Kirche“ auszutreten – was auch geschah. Deutungshoheit für das, was als „jüdisch“ zu gelten hatte, besaß nun nicht mehr die örtliche Kultusgemeinde, sondern vielmehr der oder die Einzelne. Die Vielfalt jüdischer Existenz, die sich damals schon daraus ergab, wenigstens anzudeuten, ist ein Anliegen der Ausstellung. Thematisiert werden orthodoxes und liberales Judentum,¹² das Milieu der Ostjuden und -jüdinnen,¹³ die politischen bzw. gesellschaftspolitischen Gruppen des Zionismus und der wichtige „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“.¹⁴ Es soll deutlich werden, dass es am Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend schwieriger wurde, „Judentum“ und „jüdisch sein“ zu definieren und dass solche zuweilen übergriffigen Versuche der Fremdschreibung auch heute regelmäßig scheitern.

Die Installation „irgendwie jüdisch“

Den chronologischen Ablauf immer wieder durchbrechend, äußern sich im Rahmen einer seriellen Installation von kleinen aufklappbaren, quadratischen Tafeln über zwanzig Menschen über ihre jüdische Identität. „irgendwie jüdisch“ – das ist der himmelblaue¹⁵ Schriftzug auf allen diesen Tafeln, und das ist dann fast auch schon alles, was diese Menschen miteinander verbindet: alle sind „irgendwie jüdisch“. Aber wie?

Sie alle haben sich im Vorfeld der Austellung bereit erklärt, an einem Interview-Projekt teilzunehmen und über ihre persönliche Religiosität Auskunft zu geben: über ihr individuelles Verständnis vom Judentum, über ihre Meinung zu Bräuchen und Vorschriften, ihre Kenntis von Bibel und Halacha, über ihre Erfahrungen mit jüdischem Leben früher und heute, über ihre Eltern und Großeltern, über ihren jüdischen oder eben auch nicht-jüdischen Alltag, über ihre Erwartungen und Hoffnungen. Befragt wurden Kinder, junge Menschen, Erwachsene und alte Leute, Mädchen und Jungen, Männer und Frauen, Fromme und solche, die es werden wollen, Gleichgültige und Atheisten.

Die Personen beschreiben sich und „ihr“ Judentum extrem unterschiedlich und bilden damit eine Vielfalt ab, die alle Versuche einer Pauschalisierung, was denn „das Judentum“ sei, was „Juden“ seien, unterlaufen. Je einzeln, aber auch in ihrer Vielstimmigkeit lassen diese jüdischen Statements weit verbreitete Behauptungen zur Frage, wer und was nun jüdisch sei, ins Leere laufen.

¹²Vgl. den Zeitungsartikel von Rabbiner Dr. Joseph Norden aus dem Jahr 1923, abgedruckt in dieser Publikation.

¹³S. den Beitrag „Von Adlern, Löwen und Hirschen“ in dieser Publikation.

¹⁴S. den Beitrag von Benigna Schönhagen in dieser Publikation.

¹⁵Diese Farbe gilt als jüdische Symbolfarbe. Sie leitet sich ab aus den Tora-Bestimmungen zur Anfertigung des Tallit, des Gebetsschals, der wiederum Ausgangspunkt für die Gestaltung der israelischen Nationalfahne war.



ABBILDUNG

Blicke in die Gegenwart: die Klappen der „irgendwie jüdisch“-Ausstellung

Für Besucherinnen und Besucher, die eine eindeutige Antwort erwarten und mit einer klaren Definition nach Hause gehen möchten, muss das freilich unbefriedigend sein. Aber auch sie öffnen neugierig die Klappen und lesen die zum Teil sehr persönlichen Geschichten und Erklärungen, die stets mit einem Foto des oder der Befragten versehen sind. Denn auch das gibt es noch in vielen Köpfen: die Vorstellung, dass man Jüdinnen und Juden an ihrem Äußeren erkennen könne.

In der Praxis hat sich indes gezeigt, dass die Installation „irgendwie jüdisch“ nicht nur nicht unbefriedigend ist, sondern bei den Besucherinnen und Besuchern gerade besonders gut ankommt: Sie freuen sich über die Möglichkeit, Jüdinnen und Juden auf diese unkomplizierte Weise kennenzulernen und möchten wissen, was sie zu erzählen haben. Sie sind auch erleichtert, nicht befürchten zu müssen, dass sich hinter den „irgendwie jüdisch“-Klappen Fremdes, Altes oder Schuldbeladenes verbirgt. Bei aller Verschiedenheit handeln die Erzählungen vom Glauben, und das kennen alle, ob jüdisch, christlich, muslimisch oder nichts. Sie handeln von vertrauten Gedanken und Wünschen, von bekannten Problemen und nachvollziehbaren Schwierigkeiten, von einem geteilten Alltag in einer normalen, vielfältigen Stadtgesellschaft mit allen ihren Vor- und Nachteilen.

Perspektive: Jüdische Sicht auf den Nationalsozialismus

Trotz des musealen Konzepts wird die Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal immer eine Gedenkstätte sein. Das Haus steht – im wahrsten Wortsinn – auf dem Boden der zerstörten Synagoge und damit an einem Ort des Leidens und dem Ort eines Verbrechens. So legt die Ausstellung großen Wert auf die Visualisierung der früheren Synagoge und bezieht die sichtbaren originalen Rudimente in die Ausstellungsgestaltung mit ein.

Um die Zeit der nationalsozialistischen Judenverfolgung zu präsentieren, haben viele ehemalige Wuppertaler Jüdinnen und Juden, die in der Zeit des Nationalsozialismus emigrieren konnten, Erinnerungsstücke, Dokumente, Briefe und Fotografien beige-steuert. Außerdem wurden Zeitzeugen-Interviews, die diese Menschen in den vergangenen zwanzig Jahren gegeben haben, in die Ausstellung integriert. Die Menschen und ihre Objekte erzählen die wichtigsten Ereignisse aus den 1930er und 1940er Jahren, z.B. eine Sammlung mit Passfotos zur Vorbereitung eines Kindertransports, das Tagebuch einer Auswanderung, Juden-Kennkarten, Sterne und Gettogeld, eine letzte Fahrkarte oder eine Sondererlaubnis zum Schwebefahrfahren. Die einzelnen Objekte sind biografische Splitter, sie haben eine Aura und bil-



ABBILDUNG

Bilddokumente und Objekte
zur nationalsozialistischen Juden-
verfolgung in der Region

Die einzelnen Objekte
sind biografische Splitter,
sie haben eine Aura und
bilden das Erbe einer
„Bergischen Diaspora“.

den das Erbe einer „Bergischen Diaspora“. Sie sind Bruchstücke eines historischen Kontexts, der in zusammenfassenden Darstellungen in Text und Bild geliefert wird – immer möglichst aus der Perspektive des „jüdischen Alltags“. Denn den gab es in den ersten Jahren, der sich zuspitzenden Verfolgungssituation zum Trotz: Zu sehen sind Urlaubsfotos vom Meer, Fotos von Menschen am Kaffeetisch, von Geburtstags- und Bar Mizwa-Feiern, aber auch Erinnerungsfotos vor der Auswanderung.

Die direkte Nachkriegsgeschichte beginnt für die Juden mit der Suche nach den früheren Gemeindemitgliedern: Eine viel benutzte Kladde aus dem Archiv der Jüdischen Kultusgemeinde Wuppertal, eng beschrieben mit Namen, Exiladressen und Todesorten, ist ein berührendes Dokument der verzweifelten und meistens vergeblichen Mühe, die erlittenen Traumata zu verarbeiten.

Es geht in diesem Ausstellungskapitel nicht darum, den Nationalsozialismus zu verstehen und darzustellen, wie es zum Holocaust hat kommen können. Das ist mit der Entscheidung für die Perspektive, Geschichte aus der Sicht der Juden zu erzählen, nicht möglich. (Lediglich ein Seitenstrang mit einer Auswahl der über 3.000 antijüdischen Gesetze und Verordnungen zwischen 1933 und 1945 gibt Einblick in das Maßnahmehandeln der Täter.) Ziel der Perspektivenwahl ist es vielmehr zu zeigen, dass Juden und Jüdinnen auch in dieser Zeit der versuchten Entindividualisierung und Beraubung ihre Würde als Akteure, als Menschen mit Wünschen, Hoffnungen, Taten und Wirkungen bewahrt haben.

Methoden: Schwellen senken, ausprobieren, staunen – das Beispiel „Jüdische Religion“

Eine wiederkehrende Frage, mit der sich jüdische Museen auseinandersetzen müssen, ist die nach der Präsentationsform für das Thema „Jüdische Religion“. Ist das Thema ein eigenes Kapitel oder soll es eingeflochten sein in die Geschichtserzählung, da, wo es passt? Theoretisch entschieden ist die Frage unter den Kuratorinnen und Kuratoren jüdischer Museen nicht, aber trotzdem wird sie in der Praxis für jede neue Ausstellungskonzeption neu beantwortet.

In Wuppertal kommen im chronologischen Teil des Ausstellungsverlaufs zwar immer wieder auch religiöse Aspekte vor, z.B. die jüdischen Bräuche zu den lebensgeschichtlichen Übergängen Beschneidung, Bar Mizwa, Hochzeit und Sterben. Aber das Thema „Jüdische Religion“ hat auch einen Soloauftritt im Eingangsbereich der